

Gert-Peter Merk

Wahrheiten dem Publikum der Welt

Die Empfindsamkeit des Aufklärers Johann Heinrich Merck

»Wie sehr dieser Kreis mich belebte und förderte, wäre nicht auszusprechen. Man hörte gern die Vorlesung meiner . . . Arbeiten, man munterte mich auf, wenn ich offen und umständlich erzählte, was ich eben vorhatte und schalt mich, wenn ich bei jedem neuen Anlaß das Früherbegonnene zurücksetzte. ›Faust‹ war schon vorgerückt, ›Götz von Berlichingen‹ baute sich nach und nach in meinem Geiste zusammen«, notierte Goethe im zwölften Buch von »Dichtung und Wahrheit«.

Der Gast aus Frankfurt fühlte sich bald akzeptiert und aufgenommen im Kreise der »Empfindsamen«, die sich im Hause des Kriegszahlmeisters Merck am darmstädter Mathildenplatz versammelten. Herder und Wieland kamen dorthin, auch Sophie La Roche und der Dichter Gleim. Im freiheitlich gesinnten kulturfrendlichen Fürstentum der Landgräfin ließ sich's anscheinend besser leben als anderswo — in der deutschen Kleinstaaterei vor zweihundert Jahren.

Als der Lyriker und Kritiker Peter Rühmkorf — im Herbst 1976 — in Darmstadt den Johann Heinrich Merck-Preis für literarische Kritik und Essay erhielt, sprach er von Goethe-Apotheken, Kleist-Klausen undso weiter. Wohl aus Diskretion nicht von den weltberühmten Merck-Werken der Pharmazeuten am Ort, dem sie durch Steuern und Arbeitsplätze gewissen Wohlstand brachten. Von einem Nachkommen jenes Johann Heinrich Merck wurden die Werke gegründet. Nun, Rühmkorfs Sympathie bezog sich mehr auf den Naturwissenschaftler sowie auf den eigensinnigen »Scheidemeister und Wertermittler im Flatterreich der Belli arti und der Belletristik« vor zwei Jahrhunderten.

Im Hause Merck wurden damals griechische Gedichte rezitiert, gab jener reiche Bürgersohn aus Frankfurt vor den im Kreis versammelten Mädchen »Genieaudienz«, eroberte Herder seine »Psyche-Caroline«. Johann Gottfried Herder, der schon nicht mehr unbekannte Dichter, schreibt über seinen ersten Besuch im Hause Merck im August 1770:

»Meine letzte Viertelstunde bei Ihnen, liebster Freund, war mir so sehr zur Ewigkeit geworden, daß ich durch Unwissenheit eines Boten, den ich unten an den Häusern mich suchend fand, beinahe zu spät gekommen wäre . . . Laß Kreti und Pleti reden, was sie reden wollen, wir wollen denken, was wir denken und fühlen, was wir fühlen können.«

Das wies hinaus aus der freundschaftsseligen darmstädter Gemeinschaft. Mit Kreti und Pleti waren von Herder jene zahlreichen Gegner des Kriegszahlmeisters gemeint, zu denen man auch führende Persönlichkeiten seiner Zeit rechnen muß. Aber auch der vertraute Herder wird, wenig später, der Antipode eines von ihm bezeichneten »gewissen Merck«, einem »Heuchler, heimlichen Betrüger . . .«. Herders prominenter Briefpartner Hamann möchte Merck sogar »die Augen auskratzen«, als er Herder antwortet.

Was bringt Merck in diese Wechsel zwischen emphatischer Sympathie und blankem Haß? Merck, durch den Tod seines Sohnes sehr mit sich selbst beschäftigt, depressiv, längst kränkelnd, schreibt in dieser Zeit an

die ihm wohlgesonnene Herzogin Anna Amalia über seine Lage, aber auch über seine Einstellung dazu:

»Zuweilen gestehe ich, daß ich geneigt bin, gegen die Schläge des Schicksals zu murren, indessen schweige ich bald wieder, wenn ich den unvorbereiteten Genuß berechne, der uns ohne unser Wissen und Willen bereitet ist, oder bereitet wird . . . Der hiesige Aufenthalt ist freilich für einen Menschen meiner Art etwas Schreckliches. Von unserer Administration ist auf ein Jahrhundert nichts kluges zu erwarten . . . Alles ist hier weder Gut noch Böse, sondern schwankt im Raum der Zeiten ohne Absicht und Endzweck nach allen vier Winden. Niemand hat Plan noch Aussicht, weil das ganze keinen hat, und so reicht ein Tag dem andern die Hand.«

In dem Schriftsteller, Hofbeamten und Unternehmer spiegelt sich eine widersprüchliche Zeit. Die genüßlich zelebrierte Innerlichkeit des darmstädter Kreises wendet sich, wenigstens in Merck, ins Aufklärerische. Die feudale Welt, in der er zeitlebens klärend und verändernd agiert, wird bald von der Französischen Revolution erschüttert. Das spitzt sich geradezu in der Person Mercks zu, der ja oft kaum anders bekannt ist denn als der Freund des weimarer Klassikers.

- II Johann Heinrich Merck, am 11. April 1741 in Darmstadt geboren, wurde von Verwandten erzogen. Der Vater, von Beruf Apotheker, verstarb bald nach der Geburt des Sohnes. Merck studierte in Gießen Theologie und wechselte an die Universität Erlangen. Theologie scheint ihn jedoch nicht sehr befriedigt zu haben. Er nahm zwischendurch eine Hofmeisterstelle an, ging dann aber an die Malerakademie in Dresden. Als sich dort durch den Tod eines Gönners seine weiteren Berufsaussichten verschlechterten, wurde er wieder Hofmeister und Reisebegleiter. Während eines Aufenthalts in dem schweizerischen Ort Morges, wohin er einen Zögling begleitete, lernt er seine Frau Louise Charbonnier kennen. Beide übersiedeln nach der raschen Trauung nach Darmstadt. Merck findet in der fürstlichen Geheimkanzlei Anstellung. Ein Kind muß ernährt werden; später werden es mehr. Bald wird er Kriegszahlmeister; schließlich bekommt er den Posten eines Kriegsrats, — was heute vielleicht einem Regierungsrat entspräche. Zu einem Porträt Mercks aus jener Zeit schreibt der später berühmte, im selben Jahr wie Merck geborene Prediger Lavater:

»Die Stirn zeigt viel Verstand, Festigkeit und Verslossenheit . . . Die Nase, die durch den unbestimmten höckerigen Umriß an Charakter verliert, verkündet Stärke, Mut und Entschlossenheit — Klugheit und Witz schweben über den Lippen . . . Das Auge, so unfest es aber gezeichnet ist, zeigt es doch durchschauende Kraft und Heiterkeit.«

Ein neuerer Biograph, Norbert Haas, weist auf die objektive Tendenz, an der ein Bürgerlicher am Vorabend der Französischen Revolution in einem deutschen Duodezstaat sich abarbeiten und, in Mercks Fall, zugrunde richten muß. Die historische Entwicklung verlaufe durchaus nicht in einer Linie und bruchlos. Und es ist, mit Adorno zu reden, in den Rissen der individuellen Entwicklung gerade der Ausdruck der objektiven Antagonismen zu sehen, welche die bürgerliche Gesellschaft schon in ihrer Frühzeit durchfurchten.

An den befreundeten Wieland kann Merck seinem Herz freien Lauf las-

sen: »Denn man soll doch lieber mit Hunden und Katzen huren, die da beklebt und besch— ist, mit Herr Dienern und Hofleute, und man nichts weiter zu bauen hat, als hohe Mauern, daß einen die Hundsföter nicht zu sehen bekommen«.

Unter den darmstädter »Empfindsamen« nun wirkt Merck nicht als ein Aufrührer, als störender Widerspruchsgeist, vielmehr als vertrauter Mentor, als aktivierender Kritiker unter sentimentalischen Akteuren. Lavater freilich wünschte Merck »einen Freund, der so viel Verstand wie *er*, seine Beredsamkeit, und Größe genug hätte, ihm unentbehrlich zu sein«. Den hatte er eigentlich in Goethe gefunden, — wenn auch auf Zeit. Im zwölften Buch von »Dichtung und Wahrheit« beschreibt dieser den Mann, der auf sein Leben »den größten Einfluß gehabt« hatte:

»Mit Verstand und Geist geboren, hatte er sich sehr schöne Kenntnisse, besonders der neueren Literaturen, erworben, und sich in der Welt und Menschengeschichte nach allen Zeiten und Gegenden umgesehen. Treffend und scharf zu urteilen war ihm gegeben. Man schätzte ihn als einen Geschäftsmann und fertigen Redner. Mit Leichtigkeit trat er überall ein, als ein sehr angenehmer Gesellschafter für die, denen er sich durch beißende Züge nicht furchtbar gemacht hatte.«

Die vorromantischen Allüren, Rührseligkeit, Freundschaftskult, die er mit-
betrieb, wieweit mögen sie Merck nahe gegangen sein? Sein Verweilen
unter den Freunden in kleinbürgerlicher Behaglichkeit mußte allmählich
mit seiner Neugierde für den rationalen Weltgeist — der langsam in
Deutschland aufkam — kollidieren: mit dem vom Westen hereinreichen-
den, aufklärerischen Empirismus von Hobbes, Hume und dem französi-
schen Rationalismus; Voltaire wird Merck später in der Schweiz treffen,
vermutlich wird er ihm auch in Moskau begegnet sein. III

Doch vorerst wurde die Beziehung mit Goethe auf die Probe gestellt:
»Mephistopheles Merck aber tat mir zum ersten Mal hier einen großen
Schaden«, berichtet er im fünfzehnten Buch von »Dichtung und Wahr-
heit«. Als er den »Carlos« erzählte, erwiderte Merck: »Solch einen Quark
mußt Du mir nicht mehr schreiben; das können die anderen auch!«

Und doch habe Merck darin Unrecht gehabt. »Muß ja doch nicht alles
über alle Begriffe hinausgehen, die man nun einmal gefaßt hat«, schreibt
Goethe weiter. Doch bei der Diskussion des »Götz«-Manuskripts ruft
Merck erbost: »Bei Zeit auf die Zäun', da trocken die Windeln!« Der
treffenden Personenbeschreibung im zwölften Buch hatte Goethe freilich
noch hinzugefügt:

»Verständig, ruhig, gut in dem einen Augenblick, konnte es ihm in dem
andern einfallen, wie die Schnecke ihre Hörner hervorstreckt, irgend etwas
zu tun, was einen andern kränkte, verletzte, ja was ihm schädlich war.
Doch wie man gern mit etwas Gefährlichem umgeht, wenn man selber
davor sicher zu sein glaubt, so hatte ich eine desto größere Neigung, mit
ihm zu leben und seiner guten Eigenschaften zu genießen, da ein zu-
versichtliches Gefühl mich ahnden ließ, daß er seine schlimme Seite nicht
gegen mich kehren werde.« Peter Rühmkorf nannte es bündig »Charak-
terscharten«.

In den ersten Zeiten ihrer Begegnung wirkte Merck noch als der (um
acht Jahre) Ältere, der im Leben schon seinen Mann gestanden hatte, der
persönliche Kritik und Einwände äußern durfte. Dann, im »Tagebuch«,
gesteht Goethe, der die zeitweilige Überlegenheit Mercks zwar anerkennt

und kritische Äußerungen nicht ablehnt, es aber auch nicht gerade darauf anlegt: »Da er der einzige Mensch ist, der ganz erkennt, was ich tu und wie ichs tu, und doch wieder anders sieht wie ich, vom andern Standort, so gibt das schöne Gewißheit«.

Sehr aufrichtig kann das allerdings von ihm nicht gemeint sein. Denn die kritische Haltung des Älteren dürfte den Klassiker in spe doch entfremdet, auf ihn behindernd gewirkt haben. Goethe, gerade einunddreißig Jahre alt, hat den beruflichen Sprung geschafft, der Aufstieg ist unaufhaltsam. Jahre später, in Mercks größter Not, wird es aus der thüringischen Residenz einmal wohllosiert, in kalter Freundlichkeit, nach Darmstadt heißen: »Leb indessen wohl, Alter, und behelf dich im Leben!« Am Ende wird Goethe sogar fast alle Briefe, die Merck an ihn schrieb, vernichten.

Welchem Literatenkollegen überhaupt wäre der schreibende Kriegsrat je ganz geheuer gewesen? Für Kollegen wie sonstige Leser des »Teutschen Merkur« schrieb Merck 1780 im »Gespräch zwischen Autor und Leser«:

»*Leser*: Ehe wir weitere Bekanntschaft miteinander machen, sagen Sie mir, wer sind Sie eigentlich, und was haben Sie für Absichten bei diesem Buch?

»*Autor*: Ich dünkte, das wäre sehr unnötig zu wissen, so wenig als bei einem Kaufmann, ob er katholisch oder lutherisch ist? Ich bin Autor, so wie der Kaufmann Kaufmann ist, und das wäre wohl genug, um mir die Ehre Ihrer Bekanntschaft zu erlauben.

»*Leser*: Bei einem Autor ist es aber höchst wichtig zu wissen, was er noch neben diesem seinem Handwerke treibt, wie und warum er Autor geworden ist, ob aus Not oder aus Lust, ob er ledig oder verheiratet, Canonicus oder Steuereinnehmer ist? . . .«

Denkt man an Mercks literarische Leistung, so muß man vor allem an die »Frankfurtischen gelehrten Zeitungen« erinnern. Unter seiner Leitung und unter dem neuen Titel »Frankfurter allgemeiner Anzeiger« wurden sie bald zum ideologischen Kampfinstrument des mittelständischen Bürgertums. Zusammen mit Herder, Goethe, Johann Georg Schlosser machte Merck das Blatt schließlich zu einem der wichtigsten Organe des Sturm und Drang. Er bespricht dort Sulzers Theorie der schönen Künste, oder er behandelt Mauvillons und Unzers Briefwechsel über den Wert einiger Dichter, — einer von ihnen: Christian Fürchtegott Gellert.

Gegen den schweizer Philosophen Sulzer meldet der darmstädter Kritiker gelinde Bedenken an: »einen Ästheten« nennt er ihn, der »einen Weltkreis von Materie« umfaßt, dessen »Schulter« aber »zu schwach« waren; »es enthält dieses Buch Nachrichten eines Mannes, der in das Land der Kunst gereist ist; allein er ist nicht in dem Land geboren und erzogen, hat nie darin gelebt, nie gelitten und genossen. Nur Observationen, aber nicht Experimente hat er angestellt.«

Und doch kennt Merck »ein Genie in Deutschland«, — im Deutschland von 1773: Es ist Herder, der für ihn »den bildenden Geist Platos mit der tastenden Erfolgsphilosophie und dem manigfaltigen Reichtume des Kunstrichterwissens vereinigt . . .«

Doch zu Mauvillon und Unzer, die in ihrer Schrift auch den Dichter Gellert aufs Korn nehmen, heißt es im »Frankfurter allgemeinen Anzeiger«:

»Es tut uns leid, daß diese Verfasser die Regeln einer Erbauungsschrift verkannt, und mehr erlaubte Charlatanerie bei ihren Patiencen angewen-

det haben. Sie wollten den lallenden, schlafenden und blinzelnden Teil des Publikums kurieren, und sie fangen (nun) dabei an, daß sie ihm seine Puppen nehmen — Bilderstürmer wollen einen neuen Glauben predigen!« Der Zeitgenosse Gellert erscheint dem »allgemeinen Anzeiger« verkannt, zu sehr als *mittelmäßiger Dichter ohne einen Funken* Genie: das sei zu hart! »Gellert ist gewiß kein Dichter auf der Skala, wo Ossian, Klopstock, Shakespeare und Milton stehen . . . hat er nicht durch vernünftige und oft gute Kirchenlieder Gelegenheit gegeben, den Wust der elendesten Gesänge zu verbannen . . .?«

Merck propagierte die »Idee vom aufrechten Gang« um, »den das Jahrhundert wieder entdeckt zu haben glaubte«, im Widerspruch aber zu dem unverändert krummen Verlauf »der Dinge in der Wirklichkeit«, so Norbert Haas. Das ließ den Darmstädter — als Untertan des Landgrafen — wie viele aus seiner Generation zunächst in die Haltung des unentschlossenen Zweiflers kommen, der die bisherige Aufklärung zwar kritisiert, sich zu Veränderungen jedoch nur halbherzig bekennt. In dem Essay »Welches sind die sichersten Kennzeichen des geraden Menschenverstandes«, geschrieben für den »Teutschen Merkur«, führt Merck in konkreten Bildern aus:

»Hätten unsre theologischen Scheidekünstler und Schönfärber mehr Beschränktheit des Sinnes, sie würden nicht auf Universalexierie loslaborieren, und mit ihren Aufklärungslämpchen den ganzen Erdkreis beseligen wollen. Das Gefühl ihrer Brüder würde ihnen heilig sein; sie würden wissen, daß an implizierten Begriffen alles Glück und Glauben des Lebens, die besten Güter, Liebe und Freundschaft, hängt . . . Keiner von ihnen glaubt für sein Haus und sein Amt, sondern für die ganze Welt bestellt zu sein. Blieben sie diesem ihrem Spinnkreise getreu, verbreiteten sie eng um sich her so viel Glück, Aufklärung und Liebe als sie könnten . . . Das sogenannte Detail, das sie vor sich fänden, würde sie belehren, daß sich mit dem Menschengeschlecht nichts En gros vornehmen läßt, und daß alle Erziehungs- und Religionsleuten, die auf dem Papier ausgeheckt werden, nur *Waare für den Markt*, aber nie *fürs Haus* liefern.«

Dennoch war Wielands »Teutscher Merkur«, in dem Merck als Hausautor veröffentlichte, als eine breite Plattform für allgemeine, liberal anmutende Aufklärung geplant. Mit der Zeit aber verlief sich die mögliche aufklärerische Kraft des »Merkur« in etlichen Scharmützeln unter Autoren. Da allerdings war Merck ein Meister. Zwar schreibt ihm Nicolai, der Schriftsteller und Herausgeber der Zeitschrift »Allgemeine deutsche Bibliothek«, drängt ihn regelrecht zu einer Besprechung der »Leiden des jungen Werthers« oder der Freuden desselben: »Ich traue Ihnen Geschmeidigkeit und auch Wahrheitsliebe genug zu, um davon in dem Tone zu urteilen, wie es sich in der »Allgemeinen Bibliothek« ziemet, und ohne weder Ihrem Freund *Goethe*, noch Ihrem Freund Nicolai zu kompromittieren«; immer aber geht's zwischen den Kollegen nicht so freundlich bittend zu. Im August 1774 schreibt Merck in einem Brief an eben diesen Nicolai, kräftig in eine Kerbe hauend:

»Mir tut's von Herzen leid, daß Sie mit Herdern verfallen sind . . . Er ist wie ein Mensch geworden, der sich im Schlafrock zu Pferde setzt, durch die Gassen reitet, und noch obendrein verlangt, daß es jedermann gut heißen und auch seine im beliebigen Ursachen davon riechen soll.«

Kein Wunder nun, daß Herder gern zuhört, wenn ein anderer, nämlich

Hamann, der »Magus des Norden«, ungeheuer wütend ist auf Merck, den frankfurter Rezensenten, dem er die Augen auskratzen möchte, wenn er sich noch einmal unterstünde, bei seiner Lebzeit Königsberg zu durchreisen. Herders Echo auf Hamanns Zorn überbietet sich gleich in Vorwürfen gegen den Darmstädter:

»Was Ihnen Merck, das ist er mir in tausendfachem Maß und meinem Weibe noch mehr, als das, gewesen. Heuchler, heimlicher Betrüger, Lästere, Verketzer würde vielleicht noch zuwenig sein, wenn er genannt werden sollte; ich will ihn aber nicht nennen, und auch Sie müssen ihn vergessen.«

Diese Ausfälle beziehen ihre Motive schon aus darmstädter sentimentalen Tagen von 1772, als Herder erfolgreich um »Psyche-Caroline« warb, dabei aber den gewandteren Merck als Postillon d'amour einspannen mußte. Neuere Polemiken und Intrigen, in die sich Merck verwickelt hatte, verstärkten Mißtrauen und Rivalität. Wie beruhigend muß da ein Brief von Freiherr von Knigge gewirkt haben, den dieser aus Frankfurt schickte:

»... Ich weiß ... nicht, ob ich selbst noch bei Ihnen empfohlen bin. Aber das weiß ich, daß ich Sie herzlich verehere und gar gern bald wieder einmal das Glück haben werde, Ihnen dieses mündlich zu sagen.« Zuneigung kommt auch vom Stürmer und Dränger Jakob Michael Reinhold Lenz, mit dem Merck ganze »8 Tage Schwärmerei« im darmstädter Heim verbringt, — wie es in einem Brief vom April 1776 an Wieland heißt.

In einem erstaunlichen Maße hatte Merck mit Schriftstellern, Wissenschaftern und Politikern seiner Zeit Verbindung und stand mit vielen von ihnen in Briefwechsel. Auch der Natur- und Völkerkundler Georg Forster, einer der bekanntesten Männer seiner Zeit, schrieb nach Darmstadt, — im November 1782 unter anderem:

»... Ihre Zeichnungen von (fossilen) Zähnen sind herrlich, fahren Sie ja fort ... Wer doch so glücklich sein könnte, Sie einmal künftigen Sommer in Darmstadt zu überfallen, um mit Ihnen zu wirtschaften. Es geht vielleicht ...«

Der Name Forster taucht in mehreren Briefen an Sömmering auf, dessen positivem Urteil er einmal zustimmte mit der Bemerkung, der sehr vielseitige Mensch Forster hätte nicht einmal Liebe zu seiner Wissenschaft; er sei sonst aber ein braver Kerl.

- v Um paläontologische Interessen geht es Merck besonders in den späteren Jahren. Sticheleien über den Grad der Wissenschaftlichkeit werden zwischen ihm und Goethe über Dritte ausgetauscht, wobei durchaus der weimarer Zwischenkieferknochenfinder Forscher-Neid und -Eifer zeigt.

War nun Merck wirklich ein bedeutender Wissenschaftler — oder ein Dilettant, wie Goethe hinterrücks hämisch feststellte? Ohne jeden Zweifel ist der Schriftsteller und Kritiker, der Essayist Merck uns wichtiger als der Paläontologe. Manches von der Misère der damaligen Literatur wird einem an den Schriften und der Person Mercks klar. In dem Essay »Über den Mangel des epischen Geistes in unserem lieben Vaterland« schreibt er damals:

»Man hatte dem Schriftsteller lange vorgebetet: nichts sei so elend und fade, als eine Anreihung wundersamer Begebenheiten und Avanturen, die in einem flüchtigen Ton erzählt, eben so ermüden, als wenn man ge-

waltsam durch eine Bibliothek oder Galerie geführt wird, wo man viel sieht, und nichts genießt. Man hatte ihnen auf der anderen Seite vorgestellt, nichts sei mißlicher, als die Festsetzung eines gewissen Charakters, den man durch alle Situationen durcharbeite. Sie hatten gehört, es müsse viel Detail in der Darstellung ihrer Gemälde sein; überdies sei es nötig, daß der Autor in einer gewissen Stimmung sei, die dem ganzen Farbe und Ton gäbe, wie man sichtbarlich an allen Meisterstücken wahrnehme usw. Sie nahmen diese Warnungen zu Herzen, hüteten sich Charaktere auszuarbeiten, schufen sich ein Detail, das sie nie gesehen hatten, und setzten sich in eine Stimmung, die weder Krankheit noch Gesundheit, sondern eine gemachte Indisposition war . . . Niemand kann die Dinge lesen, außer junge Leutchen, die sich mit der Tradition der neuern schönen Schriften schleppen. Dem Publikum der Weltleute, für die man eigentlich zu schreiben hätte, ist's wie billig, das ekelhafteste Gerichte, weil aus der ganzen Reminiszenz ihrer Erfahrungen nichts dem ähnlich sieht, was man ihnen hier auftischen will. Die verfeinerte Welt der höheren Stände, die man mit der deutschen Literatur aussöhnen wollte, sieht sich geäfft, und wird nicht so bald dahin zurückkommen, wo man sie so sublim ennuyt hatte . . .«

Als Epiker versuchte Merck in seinem Roman »Geschichte des Herrn Oheim« etwas, was über die Texte seiner Zeitgenossen hinausführen sollte, indem er einen Abschied von der Welt der höheren Stände beschrieb: Oheim, ein privilegierter Bürger, verzichtet auf das Haus in der Stadt, zieht sich auf einen Hof in der Provinz zurück. Mit Frau und Kindern zusammen verzichtet er auf die Annehmlichkeiten der höfischen Gesellschaft und versucht mit Fleiß und fast wissenschaftlich betriebenen Ackerbau, aus dem Bauern-Gehöft ein wirtschaftliches Anwesen, eine fast schon umweltbewußte Land-Kommune zu entwickeln. Das glückliche Leben beginnt. Nunmehr unabhängiger von fremdem Eigentum, fast autark, realisieren sich die Wunschträume Oheims für sich und seine Familie.

Dieser seinerzeit recht erfolgreiche Landroman »Oheim« und auch ein zweiter, »Eine Landhochzeit«, gaben alten Lebensformen den Abschied. Auch die Herzogin Anna Amalia muß das mercksche Opus als Vorabdruck im »Teutschen Merkur« mitgelesen haben, ohne ihren Brieffreund Merck zu verlieren. Denn mehr als ein wohlgemeinter Aufruf zur Emanzipation der niederen Stände, besonders der einfachen Bauern, war es noch nicht. Rousseau hatte Pate gestanden. Das Naturrecht wurde vom Autor kaum in Frage gestellt. Der revolutionäre Funke hätte auch nicht zünden können, weil die revolutionäre Situation dafür fehlte, angesichts einer geringen Monopolisierung der Industrie, eines erst entstehenden Marktes.

Ziemlich umwunden, verfremdet drückt sich Mercks Streben nach Unabhängigkeit vom Hof »Hessen-Darmstadt« aus, indem er die Befreiung des Bauernstandes schildert; des Kriegsrats beruflich bedingte Kenntnisse vom Leben auf dem Land sind dabei ganz konkret genutzt. Herein reichen Eindrücke seiner Reisen, auch die unglückliche Ehe mit Louise Charbonnier, die nach der Heirat im Darmstädtischen vereinsamte und sich während einer Rußland-Reise Mercks einen folgenreichen Seitensprung erlaubte. Der Roman kompensiert schmerzhaftes subjektives Versagen und verdrängt berufliche Wünsche und Mißerfolge des Verfassers. Zwar sind im »Oheim«-Roman kompreß die existentiellen Probleme seines Verfassers versammelt. Trotzdem mögen viele, meist kürzere Artikel

und Essays von ihm länger überdauern. Die Fabeln und zeitgemäßen Lehrgedichte, die er »fürs Publikum der Weltleute« schrieb, mögen als Jugendsünden gelten. Die ganze Entwicklung von Aufklärung, Sturm und Drang bis hin zur Romantik zeichnet sich eher ab in Mercks kritischen Schriften wie seinen meist brieflich dokumentierten Freund- und Feindschaften. Leider sind derzeit kaum Originalschriften und überhaupt keine Briefe von und an Merck auf dem Buchmarkt. Das wirkt wie ein Abglanz jenes Unsterns, der über Mercks letzten Lebensjahren stand:

Seine Geschäfte laufen schlecht, trotz der finanziellen Hilfe des Erbprinzen. Schwere Leibschmerzen, scheinbar psychosomatisch bedingt, plagen ihn öfters. 1787 geht die neuerrichtete Fabrik bankrott. Das Warenlager wird verkauft; aus dem Erlös werden die Gläubiger befriedigt.

Die treu gebliebenen Freunde Forster und Sömmering besuchen ihn in Darmstadt und berichten von körperlichem Verfall, ja von Wahnsinn. Ex-Intimus Goethe, in Verkennung der Lage, dankt für die Bittbriefe Mercks, die dieser in höchster Not auf Betreiben seiner Frau abfaßte: »Und nimm Dich was Du kannst zusammen, separiere durch den Verstand die physischen, moralischen, ökonomischen Übel so gut es gehen will, und suche Heilung, Mittel und Hilfe in Dir selbst und Deinen Freunden . . . Lebe wohl, ich bin zufrieden und vergnügt.«

Ein Ausweg bietet sich. Merck soll im Auftrag des neuen, strenger regierenden Landgrafen Frankreich besuchen, um die wahre politische Lage während der revolutionären Unruhen 1791 zu erkunden, – auch im Interesse der linksrheinischen Besitzungen des Landgrafen.

Schon während der Fahrt im Elsaß geraten berufliche Mißerfolge, Schmerzen, alle Aussichtslosigkeit in Vergessenheit. Die Revolution begrüßt er begeistert. Als er in Paris eintrifft, schreibt er an Schleiermacher: »Sobald man *Lothringen* verlassen hat und in die Champagne eintritt, wird's zusehends besser, Paris aber übertrifft alle Erwartungen an Ganzheit der Gesinnung, an Größe der Bilder, an Festigkeit des Ausdrucks, an Durst nach Wahrheit, Tugend, Menschengefühl. Ich habe die *Einnahme der Bastille*, ein völlig Shakespear'sches Drama, gesehn, das *Goethe* nicht besser hätte calculieren können. Ich bin in Tränen geschwommen, nicht sowohl wegen der Vorstellung der Dinge, sondern wegen der Teilnahme des Publikums . . .«

Ein halbes Jahr später, im Juni 1791, wieder zurück im engen Darmstadt, schießt er sich eine Kugel durch den Kopf.

Nachtrag zum Thema »Würde«

Wie eine bayerische Landesregierung (nicht der »Bayernkurier«) mit dem Innenminister des Bundes umgeht, ist in der »Süddeutschen Zeitung« vom 28. November nachzulesen:

»Die bayerische Regierung hat in einer Stellungnahme zur Abschiebung zweier CSSR-Flüchtlinge im November 1978 Bundesinnenminister Gerhard Baum vorgeworfen, er habe »abermals eine Pflichtverletzung begangen und die Zusammenarbeit mit Bayerns Innenminister Gerold Tandler bewußt vernachlässigt.«

Das Verhalten von Bundesinnenminister Baum könne im Hinblick auf die Beteiligung seiner eigenen Behörden vor und nach der Abschiebung »nur als scheinheilig und heuchlerisch« bezeichnet werden . . .

»Allein die Erwähnung des Wortes Bundeszwang ist in diesem Zusammenhang angesichts der Sach- und Rechtslage absurd«, erklärte die Regierung. »Sie stellt den Gipfel der Unverfrorenheit und Unverschämtheit eines pflichtwidrig handelnden Bundesinnenministers dar . . .«